

Fritz Rosenfeld:

Ling, die Mutter

Ling war eine alte Frau, ihre Arme zitterten, wenn sie sich von der zerstückelten Matte im Winkel ihres Hauses erhob; aber sie lief mit der Behendigkeit einer Katze auf die Straße, als eine Stimme an ihr Ohr drang: Sie kommen, sie kommen ...

Alle Türen standen offen, aus allen Fenstern lugten Menschen, Frauen, hastig angekleidet, das Haar wirr, Kinder, ein halbzelautes Stück Brot in den Händen, ohne Schuhe, tiefen mit fliegendem Atem und pochenden Herzen zu dem Bahnhof der kleinen Stadt Ho-Sun, die in der Provinz Kwang-Si liegt, an der Stelle, an der der Fluß Ju in den West-Fluß mündet.

Zwei Jahre waren vergangen, seit der General Tschang-Fu mit seinem Heere die Stadt Ho-Sun überfallen und alle Männer, die zum Kriegsdienst taugten, fortgeschleppt hatte. Viele Gerüchte waren seither über die Geschehnisse des Generals Tschang-Fu und seiner Armee nach Ho-Sun gedrungen; man erzählte, er habe siebzehn Städte erobert und geplündert, habe am Ost-Fluß eine Schlacht verloren, sei dann aber unaufhaltsam gegen Norden vorgezogen. Niemand jedoch war der Name eines seiner Soldaten genannt worden. So lebten alle, die untetweges an Hunger und Frost gestorben, die von den Kugeln hingemäht, von den Bajonetten zerstückt worden waren, im Geist ihrer Frauen, Mütter, Kinder in der Stadt Ho-Sun weiter; wenn diese den Namen des Generals Tschang-Fu vernahmen, verbanden sie mit seinem Klang das Bild ihres Gatten, Sohnes, Vaters. Und alle, alle warteten; die Stunde mußte kommen, da die Tür sich öffnete und der Krieger, strahlend im Glanz, wieder über die Schwelle trat.

Sie umlagerten den Bahnhof, sie warteten. Stunden, Stunden, einen halben Tag. Sie sahen einander an. War die Nachricht, daß die Soldaten heute heimkehren, falsch? Sie bestürmten die Bahnhofswache mit Fragen: Kommen sie? Wann? Alle? Die Fragen waren weit und heiß, die Antwort klang hart, karg, kalt: Sie kommen. Wann? Das wissen wir nicht. Alle? Ein Achselzucken.

Und dann erschien zwischen den fernem, dünnen silbernen Linien der Geleise ein schwarzer Punkt, der wuchs und unter seiner Gewalt die Erde erdröhnen ließ. Da schoben sie den Wächter an der Tür des Bahnhofes zu Seite. Sie liefen dem Zug entgegen, sie liefen neben ihm zur Station zurück. Sie reckten die Arme zu den Waggons empor und schrien Fragen hinauf. Wo ist Fong, und wo ist Huan, und wo ist Tschün, der Mattenflechter aus der StraÙe der Ewigen Laternen?

Aus einer großen, dunklen Wolke prasselten Hagelworte auf ihre Köpfe nieder. Wo ist am Begrabnis geblieben, nach einem Kampf in Fu-Kien, Huan hat eine Kugel gefaßt, und Ma, der Jüngste der Truppe, ist verschwunden — niemand kennt seine Spur.

Ein Greis blieb mit erstarrten Augen stehen, wurde beiseite gedrängt, stand noch lange, als der Zug und die Menschen längst

weitergeeeilt waren. Eine Frau hielt ihr Kind hoch, dem Mann entgegen, der seine Arme ausstreckte und es in den Waggon hob. Eine Schwester weinte, sie hielt die Hand des Bruders, der sich tief niederbeugte und sie stumm anblickte. Langsam fuhr der Zug, langsamer, als das Gefolge hinter dem Sarg eines Toten schreitet.

Ling lief die Reihe der Waggons entlang, bis der Zug hielt. Ihr Herz schlug, in allen Adern hämmerte das Blut, sie mußte die Augen schließen, sie fürchtete, umzusinken. Aber sie eilte weiter. Sie stellte sich an der Türe auf. Alle, die der Zug heimbrachte, mußten durch diese Türe.

Wie sahen sie aus! Ihre Kleider waren schmutzig und zerfetzt, ihre Gesichter fahl, ihre Augen erloschen. Die einen trugen Säde und Kisten, die anderen zerbeulte Gewehre, viele hatten leere Hände. So sahen Räuber aus, wenn die Soldaten des Mandarins sie aus den Wäldern zusammengetrieben hatten und man sie in den Hof des Gefängnisses führte.

Fladernd wanderten Lings Blicke von einem zum anderen. Viele von ihnen kennt sie. Dies ist Lung, seine Frau hat oft geweint, als

er fort war; und dies ist Tschai, er wird ein trauriges Hans vorfinden, zwei seiner Kinder sind gestorben.

Die Reihe ist lang, doch sie hat ein Ende. Der letzte ist ein Mann mit lahlgelohrenem Kopf, mit stumpfen Widen, niemand wartet auf ihn. Er betritt die Stadt Ho-Sun, als käme er in Feindesland. Überall, wo er schreitet, wird bis an das Ende seiner Tage Feindesland sein.

Ling presste die Hände an ihr jagendes Herz. Sie setzte sich auf eine Bank. Sie war ganz still. Es war, als sagte sie sich: es ist geschehen, nun muß man es überdenken. Plötzlich erwacht sie, sie strich mit der Hand über die Stirn, sie sprang auf.

Dort stand der leere Zug. Neben dem letzten Waggon stand der Stationskommandant im Gespräch mit einem Offizier. Ling ging zu den beiden Männern, aber sie wagte lange nicht, sie anzusprechen. Sie stand abseits, die Augen auf den Offizier gerichtet, schweg und wartete. Endlich bemerkte sie der Offizier. Ein Blick forderte sie auf: Tritt näher, sprich.

„Mein Sohn“, sagte Ling.

Die Männer sahen einander an.

„Er ist nicht da“, sagte Ling.

Schweigen.

„Sind es alle?“ fragte Ling. „Ist keiner zurückgeblieben?“

Lings Augen hingen am Gesicht des Offiziers.

„Auch Ma ist nicht gekommen, auch Huan fehlt.“

„Es waren alle, die zurückkommen“, sagte der Offizier tonlos.

Ling stand stumm und starr. Ihre Hände hingen schlaff herab. Die Worte bohrten sich in ihr Ohr, in ihr Hirn, in ihr Herz: Alle, die zurückkommen.

Plötzlich fuhr sie auf. Sie packte den Offizier, sie reckte sich hoch, sie verkrallte ihre Fingerglieder in seinem Rock.

„Wo ist er? Wo ist Teng? Sag es mir, Herr.“

Der Stationskommandant griff mit seinen schweren Händen nach Ling und riß sie zurück. Der Offizier brachte seine Uniform in Ordnung. Schon wollte der Stationskommandant der Bahnhofswache winken, da besann er sich und führte Ling in das Bahnhofsgelände. Er bettete sie auf eine Bank, holte eine Decke, Schlafen, dachte er; bis sie erwacht, ist das Schlimmste vorüber.

Ling schlief nicht. Sie lag nur mit geschlossenen Augen da. Sie sah Teng. Sie sah sein erstes Lachen. Sie hörte sein erstes Wort. Sie sah, wie er das erstmalige Schriftzeichen auf ein Blatt Papier malte. Wie er ein Tier aus dem Walde brachte. Wie er das erste Geld, das er verdient hatte, stolz auf den Tisch zählte. Und sie sah, wie drei Soldaten des Generals Tschang-Fu ihn packten und mit sich schleppten.

Nach habe ihn geboren, dachte Ling. Niemand darf ihn mir nehmen. Ich hätte mich vor ihn stellen und ihn schützen sollen mit meinem Leib, dachte Ling.

Der Hofpsalmist

Durch Feld und Buchenhallen
lieh ich mein Lied erschallen
und meine Liebste lauschte tief beglückt,
Das war — und kommt nicht wieder,
jetzt sing ich meine Lieder
und niemand ist davon entzückt.

Wie könnt' ich dein vergessen,
einst hatten wir zu essen,
doch eines Tages kam der blaue Brief.
Den Brief erhielten hundert,
gar mancher war verwundert,
der auf dem Kissen „Dauerstelle“ schlief.

Befiehl du deine Wege,
so such' ich Brücken, Stege,
die Fährte „Glück“ zu neuer Ueberfahrt.
Der Glaube ist verfeuert,
nun bin ich ausgeteuert,
fast ausgetilgt aus dieser Gegenwart.

Auf, auf, ihr meine Lieder!
Ihre Menschen werft hernieder,
was eurem Herzen sie entlockt.
Schenkfrohe Kinderhände
flink sammeln sie die Spende,
ach, ihre Herzen sind noch nicht verlockt.

Wacht auf! ruht's von den Zinnen —
was soll ich noch beginnen?
Mein Lied ist meine letzte Kraft.
Verhärtet nicht, ihr Leute,
die Not findet viele Bente
und unverhoffte Nachbarchaft.

S. B e r f a h.

Sie setzte sich auf, sie warf die Decke fort. Es war dunkel, trüb brannten über den Geleisen gelblich und hoch ein paar Lampen.

Dort stand noch der Zug. Eine Reihe von siebzehn Waggons, ohne Lokomotive, wie eine Schlange ohne Kopf. Ein großer Fuß ist über den Zug hinweggeschritten und hatte sein Leben gerettet.

Da stürzten die Gedanken durch Lings Kopf. Sie sah nicht mehr klar, ihre Blicke fieberten. Vielleicht ist er krank, dachte sie. Vielleicht ist er verwundet, hat eine Kugel sein Bein getroffen, er kann nicht mehr gehen. Ich habe ihn geboren, ich muß ihn suchen.

Mit zitternden Fingern schob sie die schwere eiserne Tür des letzten Waggons zur Seite. Sie kletterte hinein, sie rief: Teng! Eine leere Kiste lag hier, ein Haufen Stroh. Sie wendete die Kiste um, durchwühlte das Stroh. Teng!

Stille. Sie ließ sich zu Boden gleiten, öffnete den zweiten Wagon. Teng! Den dritten. Den vierten. Teng! Teng! Und als sie alle siebzehn Waggons durchsucht hatte, mit fiebernden Blicken, mit fiebernden Händen, kehrte sie zum letzten zurück und begann von neuem.

Draußen schneite es. Sie fühlte ein kaltes, feuchtes, leichtes weißes Ding auf dem Rücken ihrer Hand und blickte auf. Weiße Tränen. Sie schloß die Augen. Nicht denken; suchen!

Der Stationskommandant hob die Decke auf, die Ling zu Boden geworfen hatte. Sie ist nach Hause gegangen, dachte er. Arme Ling! Sie hat gehungert, seit der Sohn in den Krieg zog. Aber tausende hungern im Land, wie sie...

Gegen Mittag schiebt sich ein schwarzer, fauchender Drache an den erstorbenen Zug, Kettenlieder klirren, Pfliffe gellen, dann rollt die Waggonreihe fort.

Stunden, Stunden, einen Tag, eine Nacht.

In Nan-Tsin, am Ufer des Meeres, hielt der Zug an. Zwanzigtausend Säcke Reis liegen

zur Verfrachtung bereit. Die Kulis rissen die Türen auf und sprangen in die Waggons. Sie warfen das Stroh, die Kisten, die Feldflaschen der Soldaten in den Schnee.

Im letzten Wagon fanden sie Ling. Sie lag, die Hände in das Stroh verflammt, das Gesicht nach unten, auf dem Boden. Ihre Finger waren erstarrt, sie schlief vor Erschöpfung. Die Kulis wandten ihren Körper um. Sie atmete schwach. Die Kulis brachten Tee. Da schlug Ling die Augen auf, blickte um sich, stumm. Ein Kuli fragte sie, wer sie sei, woher sie komme. Sie starrte ihn lange an, dann sagte sie: „Teng“. Die Kulis kratzten sich den Kopf. Sie holten den Stationskommandanten. Er ließ Ling in seine Stube bringen. Dann trat er vor die Landkarte: Einen Ort namens Teng gab es im ganzen Lande nicht.

Die Frau des Stationskommandanten brachte Ling Essen und einen Mantel. Ling zog den Mantel eng um sich, sie dankte mit einer Verneigung. Der Stationskommandant fragte, ob sie hier bleiben wolle. Sie schüttelte den Kopf. Sie blickte ihn mit gläsernen Augen an, der Stationskommandant wich einen Schritt zurück. Es war, als stünde ihr Herz still, als sei ihr Ohr taub geworden, ihr Auge blind und die ganze Welt ringsum für sie erloschen. Schweigend ging sie.

Der Stationskommandant stand mit seiner Frau am Fenster. Wenn ein Mensch das Kostbarste verloren hat, das er auf dieser Welt besaß, eine Frau oder einen Sohn, ein Tier oder ein Ding, hat er auch seine Heimat verloren und muß wandern bis an den Rand seiner Tage.

Schnee fiel, grau war Lings Gestalt in der Dämmerung, klein und gebeugt. Nur ihr Mund lebte. Langgezogen und dunkel klang ihr Ruf: „Teng!“ Ihre Stimme griff mit unsichtbaren Niefenfingern um die Erde, als wollte sie sie fassen, hochheben und zerschmettern — wie ein Gefäß aus Glas, das geborsten und zu nichts mehr zu gebrauchen ist.

Alte Anekdoten

Ein armer Teufel wurde gefragt, wie es ihm gehe.

„Oh, ich lebe wie im Himmel“, antwortete er.

„Wie soll das verstanden werden?“

„Na doch: im Himmel wird auch nichts gegessen und getrunken!“

(„Anekdotenjäger“, 1846).

Ein schlesischer Weber erzählte seinen Bekannten, daß er einen Apfelbaum kenne, an dem sich, merkwürdig genug, drei Fabrikanten aufgehängt hätten. „Nachbar“, sagte einer, „wo steht der Baum? Ich möchte mir ein Pfropfreis von ihm holen!“ (Aus Schlesien).

Das menschliche Herz hat drei Naturreime: Das Herz des Fröhlichen auf Scherz, das Herz des Armen auf Schmerz und das Herz des Reichen auf Erz.

(Sprichwörtlich in ganz Deutschland).

Ein Reicher wurde vom Schläge gerührt. Man sagte: „So hat ihn also doch etwas zu rühren vermocht!“

(Sachsen, sprichwörtlich angewendet bis in die neueste Zeit).

Ich bin überzeugt: der erste Mensch war ein Deutscher.

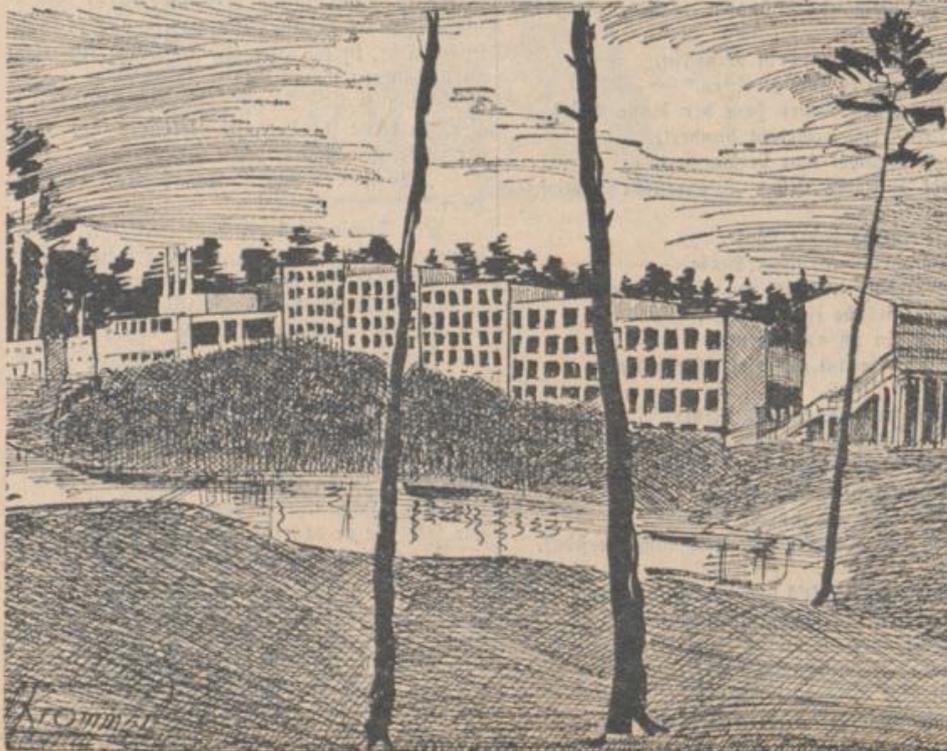
Wer anders als ein Deutscher wäre im Paradiese eingeschlafen?

Und wer anders hätte so geschwind in den sauren Apfel gebissen? (Saphir.)

„Johann, Sie müssen bei Tisch exakter bedienen! Sobald wir beten: Unser täglich Brot gib uns heute, muß schon die Bratenschüssel auf dem Tisch stehen!“

(„Wahrer Jakob“, 1911).

Von der Bundesschule zur Führer-Kaserne



Nicht weit von Bernau bei Berlin baute der Allg. deutsche Gewerkschaftsbund 1920 seine neue Bundesschule. Der Leiter des Bauhauses Dessau, Hannes Meyer, hatte die Entwürfe geliefert und so war wirklich eine Anlage entstanden, die in vorzüglicher Anpassung an das Gelände moderne Schul- und Wohnräume enthielt, die zusammen mit der 16 Meter hohen Aula und der lichtdurchfluteten Speisehalle den Geist modernen Bauens repräsentierten. Arbeiter aus allen Teilen Deutschlands kamen hier als Kursteilnehmer auf vier Wochen zusammen, um in gewerkschaftlichem Sinne ausgebildet zu werden (Volkswirtschaft, Sozialpolitik, Arbeitsrecht, Gewerkschaftswesen u. a.). Die Kosten des Schulaufenthaltes trugen die Verbände. Für die sportliche Erleichterung der Teilnehmer war ein kleiner See da, den eine 400 Meter lange Maschinenbahn umschloß, Tennisplätze, eine Spielwiese für Fußball und Schlagball, ein Lust- und Sonnenbad, ein Platz für Steinstoßen. In dieser Umgebung, losgelöst von der Unrast des Fabrikbetriebes, konnte der Arbeiter sich seiner Persönlichkeit bewußt werden und das Nützige gewerkschaftlichen Wissens erlangen. — Daß sich das neue Regime nicht genierte, in diesem Bane, der Geist vom Geiste des verhassten Bauhauses von Dessau war (man bedenke: flache, „orientalische“ Dächer in der märkigen Landschaft!), eine Führerschule zu etablieren, ist bezeichnend für die Verlogenheit dieses Regimes.

Nachtschicht im Nordlicht-Institut

Wenn in unseren Breitengraden die Tage kürzer werden, senkt sich die halbjährige arktische Nacht über Nordnorwegen — es ist der Zeitpunkt des Arbeitsbeginns für eine kleine Gruppe von Wissenschaftlern droben im höchsten Norden. Vom Herbst bis zum Frühjahr ist die geeignetste Zeit zur Beobachtung der rätselhaften Himmelserscheinung, der ihre Forschungsarbeit gilt: Die Arbeit der Männer im Nordlicht-Observatorium in Tromsø, einem der interessantesten Institute der Welt. Unser Mitarbeiter, der als erster Journalist das Nordlicht-Observatorium besucht hat, berichtet uns darüber:

Eifrig legt der Schneesturm durch den Wald. Unten in Tromsø hat man uns den Weg genau erklärt — aber wie soll ihn der Fremde finden, wenn alle Pfade unter meterhohem Schnee verweht sind?

Ein Haus taucht aus der Dämmerung des nördlichen Nachmittags auf. Noch eines. Antennen hängen wie Spinnweb in der Luft. Mit verschneiter Kruppe wächst der Pilz eines kleinen astronomischen Observatoriums aus dem weißen Feld. Lichter glänzen und zeigen den Weg in eine warme Stube. Wir sind im Nordlicht-Institut, dem einzigen der Welt.

Ein komisches Rätsel

Von allen Gegenden, in denen das Nordlicht beobachtet werden kann, ist dies noch die kultivierteste — erklärt uns Professor Dr. Harang, der junge Leiter des Instituts. Deswegen hat man es, aus dem Fonds der Rockefeller-Stiftung, hier errichtet. In breitem Ring zieht sich die „maximale Häufigkeitszone“ des Nordlichtes rund um den Pol: über Nordkanada, Nordibirien, Nordnorwegen. Hier, am 70. Breitengrad Norwegens, sind die Bedingungen am günstigsten; der Golfstrom sorgt für verhältnismäßig „mildes“ Klima, eine kleine Stadt ist in der Nähe, es gibt Licht, Telefon, Heizung und ein wenig Unterhaltung.

Von Ende August bis Ende April tritt das Nordlicht am häufigsten auf. Dann herrscht Hochbetrieb im Tromsøer Institut. Gelehrte aus aller Welt kommen zum Studium dieser rätselhaften Himmelserscheinung, deren Wesen bis heute noch nicht einwandfrei geklärt und deren Ursache und Wirkung auf den verschiedensten Gebieten noch längst nicht erforscht ist. Freilich, ein gutes Stück ist man hier schon der Lösung dieses kosmischen Problems nähergekommen. Der Laie erschrickt fast vor der mächtigen Gewalt dieses Hypothesengebäudes, das von den Wissenschaftlern während der letzten Jahre in aller Stille errichtet worden ist, und von dem höchstens die Fachwelt einmal etwas erfahren hat . . .

„Spiegelung der Sonne“ oder Elektronen?

Uralt ist der Versuch des Menschen, das Geheimnis des Nordlichts zu lösen. Im 12. Jahrhundert gab es bereits wissenschaftliche Deutungsversuche in norwegischen Schriften. Darin erklärte man das Nordlicht als „Spiegelung der Sonne“ — und merkwürdigerweise hatten die damaligen Forscher gar nicht so unrecht. Denn seit der umwälzenden Entdeckung der Elektronen, der winzigen Elektrizitätsteilchen, gegen Ende des vergangenen Jahrhunderts, öffnete sich auch der Nordlichtforschung ein neuer Weg, der heute in folgender Theorie mündet: das Nordlicht besteht aus winzigen Elektrizitätspartikeln — Elektronen oder Ionen —, die von den Protuberanzen, den Sonnenflecken, ausgehoben werden und sich in breitem Ring um den magnetischen Nordpol im Norden Grönlands gruppieren. Es muß sich

also eine ständige elektrische Entladung vollziehen, die sich nicht nur in Lichterscheinungen, sondern auch in magnetischer Wirkung äußert. Denn das Nordlicht ist stets von starken erdmagnetischen Störungen, „magnetischen Gewittern“, begleitet; so stark, daß der Kompaß eines Schiffes oft bis zu anderthalb Grad abgelenkt wird! Diese elektrischen Boten der Sonne lagern in einer Höhe von 80 bis 100 Kilometern über der Erde und wechseln an Wirkung parallel mit den Perioden der Sonnenprotuberanzen — das heißt, in Perioden von elf Jahren.

Der Beweis für diese Theorie ist nicht schwer: wenn die Astronomen starke Sonnenflecke beobachten, sieht man besonders starkes Nordlicht. Aber auch während des Tiefstandes der Elfsjahrperiode ist allnächtlich bei klarem Himmel im Winter Nordlicht zu beobachten — ein bis zweimal in der Woche so hell, daß man beim Schein dieses Phänomens Zeitung lesen kann, ohne sich die Augen zu verderben!

Nachtangriff auf das Nordlicht

Während Professor Harang von seinen Forschungen erzählt, ist es stockdunkle Nacht geworden. „Kommen Sie mit — wir fangen mit der Arbeit an!“

Das klingt einfach, aber es gehören eine Reihe besonderer Vorbereitungen dazu. Zunächst muß der Besucher die — Schuhe ausziehen. Man bringt ihm kniehohes Lappentiefel, aus Rentierfell, ohne Sohle. Ueber den Kopf wird ihm eine ungeheure Jade, ebenfalls aus Rentierfell, gezogen — eine Arbeit, die ohne die Mithilfe eines „Garderobiers“ unmöglich ist. Die Kapuze des Fellkostüms stülpt man ihm über den Kopf, und jetzt sieht das ganze wie die Riesenfigur eines Lappengolems aus. Die Arbeit kann beginnen.

Ein Tor des Institutsgebäudes wird geöffnet, und mit vereinten Kräften ziehen wir einen mächtigen Spektrographen heraus. Der Schneesturm tobt und heult — aber in unseren Rentiertiefeln ist es gemütlich und warm. Drei andere Spektrographen stehen schon auf dem Beobachtungsgelände, einem großen umzäunten Viereck hinter dem Institut. Dann kommen die Photoapparate an die Reihe: Gestelle mit ungeheuren, drehbaren Linsen und kleinen Kassetten. Die Brennweite muß besondere Lichtstärke ermöglichen — 1 zu 1.25 —, denn das Nordlicht ist gewöhnlich nicht heller als starkes Mondlicht. Nur eine sehr lichtstarke Optik ermöglicht die nötige kurze Belichtungszeit, denn die Formen des Nordlichtes ändern sich fast von Sekunde zu Sekunde. Und photographieren ist die Hauptarbeit der Forscher. Der Nachtangriff beginnt, unsere Waffe ist die Linse.

Das Märchen der Polarnacht

Wie Geschütze sind die vier Spektrographen, das große Interferometer, ein paar Photoapparate — eine davon mit drei Objektiven für Farbaufnahmen — in Reich und Glied aufgestellt. Ein Schrank auf dem Beobachtungsfeld wird geöffnet, Licht flammt auf: Schalttafeln, Kabel, Kopfhörer. Die Gelehrten legen die Hörer an, die Sprechtrichter werden in Mundhöhe gerichtet. Ein paar Handgriffe am Schaltbrett. „Hallo? — Alles fertig?“ Die telephonische Verbindung mit einer zweiten, kleineren, 43 Kilometer weiter südlich gelegenen Beobachtungsstation ist über Fernamt Tromsø hergestellt. Sie bleibt während der ganzen Beobachtungsdauer bestehen, um die Aufnahme „parallaktischer“ Photos, deren genau gleiche Einstellung sich nach bestimmten

Sternen richtet, zu gewährleisten. Das ganze Rüstzeug der modernen Wissenschaft ist aufgegeben worden, um dem Rätsel des Nordlichts seinen letzten Schleier zu entreißen . . .

„Da! Sehen Sie!“ Wir blicken nach oben. Gespenstisch spannt sich ein leichter Lichtschein über den dunklen Himmel. Jetzt ballt sich ein heller Fleck am höchsten Punkt des Lichtbogens zusammen, dehnt sich aus, wird zum Strahlenkranz, der sich mächtig von der Erde zum Firmament wölbt, einem weißen Regenbogen gleich. Jetzt fallen Strahlen abwärts, wie flammende Eiszapfen zeichnen sie eine ungeheure Grotte in den Nachthimmel, verschwinden, tauchen als wagrechte Lichtstreifen wieder auf, huschen wie Scheinwerferstrahlen hinüber und herüber, als seien sie gejagt von unhörbarem Aethersturm, verblasen, leuchten noch einmal auf, sind verschwunden. Es ist dunkel wie zuvor . . .

Gebannt, überwältigt löst der Reuling, der dieses wunderbare Märchen der Polarnacht zum ersten Male schauen durfte, die Augen vom Himmel. Während der Viertelstunde dieses kosmischen Feuerwerks war jeder journalistische Ehrgeiz verschwunden. Wir haben nicht aufgepaßt, wie die Forscher, deren Arbeit ihnen Staunen und Bewunderung nicht erlaubt, an den Photoapparaten hantierten, wie sie belichteten und Kassetten wechselten, die Spektrographen bedienten, die Einstellung des Interferometers kontrollierten, dessen Objektiv nachts dauernd geöffnet ist, um in monatelangem Exponieren die Wellenlänge des Nordlichts festzustellen. Wir haben nicht die kurzen Stichworte der Teleskopunterhaltung mit der zweiten Beobachtungsstation gehört, und jetzt erst fällt uns das seltsame Bild der Forscher in ihren ungeheuren Rentiertiefeln auf, mitten in Schnee und Kälte, umgeben von den modernsten Apparaturen der Technik, in einem Gewirr von Kabeln, Instrumenten, Schaltanlagen . . .

Das Haus ohne Nagel

Eine Stunde später. Die Ausbeute des heutigen Abends wird verarbeitet. Wir sitzen im dunklen Projektionsraum. Die soeben entwickelten Platten werden auf ein großes Papierblatt projiziert. Professor Harang zeichnet die positionsgebenden Sterne als Kreuze an. Dann kommen die Blätter auf einen transparenten, von unten beleuchteten Zeichenstisch; und hier wird aus der traumhaften Erscheinung am nördlichen Himmel eine wissenschaftliche Schemazeichnung.

Dann gehen wir hinüber ins „Magnethaus“ — das heißt, eigentlich sind es zwei Häuschen, ineinander gebaut, mit isolierender Luftschicht gegen Temperaturschwankungen. Hier sind die Meßinstrumente für die „magnetischen Gewitter“ untergebracht; sold ein Apparat steht isoliert auf einem Marmorsockel, damit ihn keine Erschütterung erreicht, aber schon unser Eintreten auf Rehenstapfen, die minimale Erhöhung der Raumtemperatur durch unsere „animalische Wärme“ wird durch die unerhörten feinsten Instrumente registriert. Ueberflüssig zu erwähnen, daß dieses Doppelhäuschen ohne jeden Nagel gebaut ist — ganz aus Kupfer, um keine andere Magnetwirkung als die natürliche auftreten zu lassen.

„Und welches Arbeitsprogramm haben Sie für die Zukunft, Herr Professor?“

„Wir werden uns nicht langweilen. Rayonphotographie des Nordlichts, Aufnahme von Kinofilm, wie wir sie bereits mit neuen Apparaten versucht haben — jedes Bild wird eine Sekunde belichtet; vor allem auch Radiopelling durch Echolot, um den Einfluß des Nordlichts auf Kundfunkstörungen festzustellen . . . Wir sind schon ein gutes Stück vorwärts gekommen,



Copyright P. I. B. Box & Copenhagen



Adamson genießt den Lenz

aber im Grunde stehen wir noch am Anfang. Die Nordlichtforschung ist ja noch so jung, das Nordlicht selbst aber gehört seit Urzeiten zum Erlebnis des arktischen Menschen..."

— Unten, in Tromsø, wird gerade die neueste Nummer der Lokalzeitung verkauft. Es ist das älteste Blatt des hohen Nordens und heißt — wie könnte es anders sein? — „Nordlys“, „Nordlicht“.

E. I. a.

Forschungsland Mongolei

Es gibt Altertumsforscher, die als die Heimat des Menschen oder als das erste Gebiet, wo er auftrat, die Mongolei ansehen. Ob sie darin Recht haben und ob nicht vielleicht in ganz verschiedenen, weit auseinanderliegenden Teilen der Erdoberfläche die Entwicklung aus den bald auf den Füßen, bald aber auch auf Füßen und Händen gehenden Affen den aufrecht schreitenden Menschen reifen ließ, wird wohl erst in späterer Zeit einmal entschieden werden können. Dagegen hat die dünne Bevölkerung der weiten Gebiete im nordöstlichen Mittelasien dort viele Reste vergangener Tiergenerationen vor Verschleppung und Zerstörung bewahrt und so konnte eine amerikanische Expedition nach der Mongolei vor einigen Jahren Ergebnisse haben, die so bald kaum anderswo zu gewinnen wären.

Die Expedition arbeitete mit reichen Geldmitteln, sie war — um ein modernes Wort anzuwenden — vollständig motorisiert. Mit Personen- und Lastautos verließ man die ostasiatische Grenzstadt K a l g a n, ohne jedoch auf die althergebrachte Kamelkarawane für die umfangreicheren Lasten zu verzichten. 1929 ist die deutsche Ausgabe des vorläufigen Berichts erschienen, den R. C h a p m a n R o y zusammengestellt hat und der für das große Publikum bestimmt war. Es ist ein dicker Band mit vielen Photos. Den Titel habe ich im

Strudel einer Zeit, die mir die Emigration brachte, vergessen, aber der Inhalt ist mir gegenwärtig und daraus sei einiges wiedergegeben.

Die Expedition schlug ihr Lager an den „Roten Klippen“ in einer menschenleeren öden Landschaft auf. Zwischen Felsstrümmern, in Spalten und Höhlen fand man durch genaues Suchen immer mehr versteinerte Knochenreste von ganz kleinen bis zu abenteuerlich großen Tieren. In fachkundiger, mühseliger Arbeit mußte Knochen für Knochen aus dem umgebenden oder „anhängenden“ Gestein herausgelöst und für Aufbewahrung und spätere Zusammensetzung in U.S.A. präpariert werden. Es ist als größte Leistung dieser Expedition gelungen, das nahezu vollständige Skelett des gewaltigsten aller Saurier, des V a l a c h i t h e r i o n s aufzubauen, das jetzt in einem Hauptmuseum der Vereinigten Staaten ausgestellt ist, von Höhlenbären, fossilen Öpanen und vielen anderen Tieren gar nicht zu reden.

Saurierreste sind seit Jahrzehnten an vielen Orten der Erde, auch in Mittel- und Westeuropa, gefunden und aufgebaut worden. Aber zum ersten Male wurden durch diese Expedition in den Roten Klippen der Mongolei — Eier von Sauriern gefunden. Sie sind mehr oder weniger beschädigt und natürlich alle, ihrem Alter von hunderttausenden Jahren entsprechend, vollkommen versteinert. Dem aber verdankt man ihre Konservierung und Auffindung. Es wurden sogar Eier gefunden, die bereits E m b r y o n e n von Saurieren enthalten, also bebrütet worden sind! Auch diese Funde sind natürlich in Amerika Museen einverleibt worden.

R. Chapman Roy berichtet auch von einem Kontakt der Expedition mit blühendem Leben. Eines Tages erfuhr man, daß in der Nähe herumtreifende W i l d e j e l seien. Die Eingeborenen sagen diesen Vierbeinern eine unbeschreibliche Geschwindigkeit nach und so beschloß man, eine Probe aufs Exempel zu veranstalten. Man fuhr folch eine Wildgeheerde mit Autos an und folgte den enteilenden Tieren mit steigendem Tempo. Immer mehr von den Wild-

eseln blieben zurück oder schlugen sich feitwärts davon, aber einige hielten meilenweit aus, bis schließlich der Motor sich doch als der organischen Lunge überlegen erwies. — u.



Schach-Ecke

Geleitet von Wenzel Scharoch, Drakowa Nr. 32, Post Modlan bei Teplitz-Schönau.

SCHACHAUFGABE Nr. 275.

Von Jaroslav Smutný.

(Sammlung „Spielbücher“.)

Schwarz: Kh7, Th8, Bd6, g7. (4)



Weiß: Kg4, Da8, Sg8.

Matt in zwei Zügen!

Lösungen sind bis längstens 14 Tage nach Erscheinen der Aufgabe an den Leiter dieser Spalte einzusenden.

Lösungszug zu Nr. 272: Lb1—e4!

Richtige Lösungen sandten nachfolgende Genossen ein: Triltsch Gustav, Wisterschan; Eichler Otto, Drakowa; Trepsch Waldeman, Kleinagezd; Tepper Franz, Karlsbad; Schindler Robert, König Rudolf, Habl Erwin, Chimiak Teodor, Hofeld Otto, Lohmüller Hans, sämtlich Nestersitz; Gantner Josef und Schamfuß Erwin, Eulau; Dinnebler Emil, Tetschen; Beutel Wilhelm, Arnsdorf b. Tetschen; Proch Anton, Predlitz; Lepach Franz, Kaplitz; Burkert Franz, Schönau b. Neu-Titschein; Hyma Josef, Hostomitz; Demel Rudolf, Schirmdorf; Schöffel Anton, Schöbritz; Sturm Heinrich, Brünn; Kraus Gerhard, Turn, Tesaf Franz, Suhei; Ulbert Erich, Klutschkau b. Saaz; Robek Franz und Walter L., Kwitkau.

AUS DEN SEKTIONEN.

Genosse Aron, Kleische, gab am 16. März d. J. in Nestersitz eine Simultanvorstellung. Es beteiligten sich 17 Genossen aus Nestersitz, Großpriesen und Kleinpriesen. Gen. Aron erzielte ein sehr gutes Ergebnis, indem er 16 Partien gewann und nur 1 Partie gegen Gen. Laslik verlor.

Arbeiter-Schachklub Wisterschan spielte am 18. März gegen die tschechischen Genossen in Turn und gewann mit einer komb. Mannschaft mit 5½:2½ Punkten.

PARTIE Nr. 101.

Damegambit.

Gespielt in Wien im Trebitschturnier 1935.

Weiß: Rudolf Spielmann. Schwarz: E. Glass.

- | | | |
|-----|--------|---------|
| 1. | d2—d4 | d7—d5 |
| 2. | c3—c4 | c7—c6 |
| 3. | Sg1—f3 | Sg8—f6 |
| 4. | Sb1—c3 | d5×c4 |
| 5. | a2—a4 | Lc8—f5 |
| 6. | e2—e3 | e7—e6 |
| 7. | Lf1×c4 | Sb8—d7 |
| 8. | 0—0 | Lf8—e7 |
| 9. | Dd1—e2 | Sd7—b6 |
| 10. | Lc4—b3 | Sb6×d5 |
| 11. | Sf3—e5 | 0—0 |
| 12. | f2—f3 | Dd8—b6 |
| 13. | Lb3—c4 | Lc7—d6? |

Schwach gespielt, besser war sofort c5. Ld6×e5? Sg6—d7 Sd5×c3 Lf5—g6 Tf8—e8 e6×f5 Schwarz gibt auf.

Schwarz hatte nach e4×f5, f×e5 eine Ueber raschung vorbereitet, mit dem Textzug hatte er jedoch nicht gerechnet.